

Die deutsche Geschichte

Erzählt
von Gunilla Budde

*Illustriert von
Greta von Richthofen*

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Pressesperrfrist für Rezensionen:

9. Juli 2026

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

C.H.Beck

Mit 8 Karten
© Peter Palm, Berlin

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl, unter Verwendung von
Illustrationen von Greta von Richthofen
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei Himmer, Augsburg
Printed in Germany
Werbemittel-Nr.: 258734

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Die deutsche Geschichte - neu erzählt für Kinder und Erwachsene

Lange war die deutsche Geschichte ein Kampf um Macht und Land und Leute, mit vielen Jahren Krieg und wenigen Jahren Frieden. Immer war die deutsche Geschichte auch eine europäische. Das «Reich» erstreckte sich zeitweise bis nach Italien. Könige und Fürsten regierten Gebiete jenseits der Reichsgrenzen. Gelehrte, Literaten, Kleriker und Händler überschritten Grenzen, um ihr Wissen, ihre Worte und ihre Waren zu verbreiten. Für viele Leibeigenen, Bauern oder Handwerker endete die bekannte Welt dagegen schon an den Toren der nächsten Stadt. Gunilla Budde gelingt das Kunststück, beides im Blick zu behalten: die große Bühne des «Game of Thrones», die jeder kennen sollte, und die vielen Neben Bühnen in einem kleinteiligen Deutschland mit lokalen Besonderheiten, in dem die großen Kämpfe stets auf dem Rücken der kleinen Leute ausgetragen wurden.

Die Schauplätze der deutschen Geschichte wechseln. Es gibt nicht das eine Zentrum. Die Germanen siegen im Teutoburger Wald. Kaiser Friedrich II. weilt meist in Sizilien, am Rhein blüht jüdisches Leben, die Reformation beginnt in Wittenberg. In Königsberg wird gedacht, in Weimar gedichtet. Der Befehl zur Reichspogromnacht ergeht von München aus, und Leipzig erfindet die Montagsdemonstrationen. Gunilla Budde erzählt die deutsche Geschichte von den berühmten und den weniger bekannten Orten aus, in denen Bewegendes begann. Vor allem aber erzählt sie von den Menschen, die diese Geschichte gemacht und das Land geprägt haben. Die kongenialen Illustrationen von Greta von Richthofen lassen Szenen, Personen und Verhältnisse lebendig werden und über den Text hinaus Neues entdecken.



Gunilla Budde in ihrer Universität.

© Universität Oldenburg/Daniel Schmidt

Gunilla Budde

geboren 1960 in Herford, ist Professorin für Deutsche und Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind das europäische Bürgertum des 19. Jahrhunderts, die Geschichte der DDR und der Bundesrepublik, Frauen- und Geschlechtergeschichte und die Geschichte der Familie. Sie hat über die Geschichte des Dienstmädchens geforscht, über Musik und Politik im 19. und 20. Jahrhundert sowie Familienbriefe aus dem Ersten Weltkrieg ediert.

Gunilla Budde gehört seit 2008 zu den Juroren des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten, ist langjährige Kuratoriumsvorsitzende des Spielzeugmuseums in Soltau, war als wissenschaftliche Beraterin für verschiedene historische Film- und Fernsehproduktionen tätig und hat Drehbücher für die KinderUniversität Oldenburg geschrieben: *Kinder vor 100 Jahren. Die Geschichte der Sophia L.* (2007) und *Als die Bürger frech geworden. Die Revolution von 1848 aus Kindersicht* (2009). 2018 wurde sie mit dem «Preis der Lehre» der Universität Oldenburg ausgezeichnet.

Gunilla Budde hat zahlreiche Publikationen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts vorgelegt. Bei C.H.Beck erschien von ihr zuletzt *Jutta Limbach. Ein Leben für die Gerechtigkeit* (2025).

Die Autorin steht für Veranstaltungen zur Verfügung.

Greta von Richthofen

geboren 1988 in Wien, studierte in Hamburg und Kassel Visuelle Kommunikation, war Meisterschülerin von Hendrik Dorgathen sowie Stipendiatin des Otto-Braun-Fonds und im Künstlerhaus Meinersen. Seit 2019 arbeitet sie als selbstständige Künstlerin, Illustratorin und Autorin. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf dokumentarischem Erzählen, Graphic Novels und Street Art. Ihre Murals finden sich in Frankreich, Indien, Rumänien, der Schweiz, Deutschland, Spanien und Mexiko. Sie interessiert sich besonders für Projekte, die Experimente zulassen und in Teamarbeit stattfinden. Zuletzt illustrierte sie *Maczków. Eine deutsch-polnische Nachkriegsgeschichte* (von Rüdiger Ritter und Marta Schwierz, 2025).

Greta von Richthofen wurde beim Graphic-Novel-Wettbewerb der Gedenkstätte «Stille Helden» mit dem 1. Preis ausgezeichnet (2025), erhielt den Grimme Online Award als Teil des Teams «Stolpersteine NRW» (2023) sowie den GINCO Award «Herzenscomic» für *Das Gute am Ende des Tages* (2022). Sie lebt mit ihrer Familie in Spanien, ist aber die meiste Zeit in der Welt unterwegs.

Die Illustratorin steht für Veranstaltungen und Streetart-Workshops zur Verfügung.

www.gretavonrichthofen.com

 [hola.greta](https://www.instagram.com/hola.greta)



Greta von Richthofen bei einem Streetart-Projekt.
© Beatrice Paun

Zeichnen ist Denken

Aus dem Nachwort von Greta von Richthofen

Meine Illustrationen sind trotz intensiver Recherche im Vorfeld Darstellung und Verfremdung der Wirklichkeit zugleich. Es ist ohnehin nicht möglich, die Realität exakt abzubilden, und bei historischen Personen und Ereignissen kann man den Quellen nie ganz trauen. Um zu irritieren und auf die künstlerische Freiheit hinzuweisen, erlaube ich mir ganz unrealistische Farben: eine lila Rüstung, ein blauer Holzeimer, und der Himmel ist mal türkis, mal rot. Diese Aussage unterstreiche ich zusätzlich, indem ich die Buchseiten als Bühne nutze. Wie in einem Trompe-l'œil wird auf den Seiten eine illusorische Räumlichkeit erzeugt. Meine Bilder sind nicht Abbild der Wirklichkeit, sie sind ihre künstlerische Interpretation.

Meine Zeichnungen entfalten ihre Wirkungen erst, wenn sie gesehen werden. Es sind Momente, die ich darstelle, wie kleine Puzzlestücke als Teil von etwas Größerem. Ich zeichne aus dem Interesse heraus, die Welt genau betrachten und erforschen zu können, zu lernen, mit ihrer Komplexität umzugehen und diese auszuhalten. Das Festhalten von Situationen ermöglicht es, genauer hinzusehen, und über das, was in der Situation geschieht, sprechen zu können. Hier ist es, das eigentliche Kunstwerk: in unseren Köpfen. Ich lade dich ein hinzusehen – und zu denken.

Inhalt

Ein ziemlich chaotisches Orchester

Erster Teil

Von den Römern bis ins Mittelalter

1.-11. Jahrhundert

1. Die Römer in Germanien
2. Die Germanen in Rom
3. Durch Mord an die Macht: Theoderich der Große
4. Chlodwig und das Reich der Franken
5. Von den Merowingern zu den Karolingern
6. Karl der Große und sein Reich
7. Eine Schlacht, zwei Ottos und eine Kaiserin
8. Papst gegen Kaiser: Der Gang nach Canossa

Zweiter Teil

Von den Kreuzzügen bis zur Hexenverfolgung

12.-15. Jahrhundert

1. Kreuzzüge und Ritterlichkeit: Friedrich Barbarossa
2. Der sizilianische Kaiser: Friedrich II.
3. Tandaradei! Der liebende Troubadour,
treue Vasallen und die weise Nonne
4. Die Blüte jüdischer Kultur am Rhein

5. Die Fürsten, der Papst und ein Bayer: Ludwig IV.
6. Flut, Pest, Mord und das erste Grundgesetz: Karl IV.
7. Kaufleute, Ritter und Piraten
8. Das Ende des Mittelalters:
Buchdruck und Hexenverfolgung

Dritter Teil
Von Luther bis Goethe
16.-18. Jahrhundert

1. Auf der Suche nach Freiheit: Reformation und Bauernkrieg
2. Auf der Suche nach Weltherrschaft:
Augsburger Kaufleute und Karl V.
3. Tränen des Vaterlands: Der Dreißigjährige Krieg
4. Fünf Jahre Feilschen: Der Westfälische Friede
5. Unbeschränkte Macht und maßlose Pracht:
August der Starke
6. Die Erfindung Preußens:
Der Große Kurfürst und der erste König
7. Preußen gegen Österreich: Soldatenkönig und Alter Fritz
8. Dichter und Denker:
Kant, Goethe und die deutsche Romantik

Vierter Teil
Von Napoleon bis zur Deutschen Revolution
1800-1870

1. Salons und Vereine: Vorboten einer freieren Gesellschaft
2. Preußen im Umbruch:
Königin Luise und Kaiser Napoleon
3. Alles wird neu: Reformen und Befreiungskriege
4. Alte Reiche, neue Grenzen: Der Wiener Kongress
5. Zwei Feste für Deutschlands Einheit und Freiheit

6. Märchen mit politischer Botschaft: Die Brüder Grimm
7. Stolz der Arbeiterschaft: Der Weberaufstand von 1844
8. Die Revolution von 1848 und der Kommunismus

Fünfter Teil
Die Kaiserzeit
1871-1914

1. Bismarck und die Gründung des Deutschen Reiches
2. Der Aufstieg der Firma Krupp in Essen
3. Der Eiserne Kanzler:
Kampf gegen Katholiken und die Arbeiterbewegung
4. Fortschrittmotoren: Carl Benz und Robert Koch
5. Bildung für junge Frauen und Wandern für junge Männer
6. «München leuchtete»: Die Kunstszene um 1900
7. Deutsche Kolonien:
Von Deutsch-Südwestafrika bis Kaiser-Wilhelm-Land
8. Wilhelm II. und die deutsche Vorliebe für Uniformen

Sechster Teil
Der Erste Weltkrieg und die Goldenen Zwanziger
1914-1929

1. «In ganz Europa gehen die Lichter aus»
2. Das Ende der Monarchie: «Es lebe die Republik!»
3. Meilensteine: Frauenwahlrecht, Weimarer Verfassung
und Versailler Vertrag
4. 1923: Hyperinflation, Generalstreik und Hitlerputsch
5. Gustav Stresemann: Eleganz und Entspannungspolitik
6. Babylon Berlin: Nachtleben, Kintopp und Milljöh

Siebter Teil
Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg
1929-1945

1. Weltwirtschaftskrise und Hitlers Weg zur Macht
2. 1933: Ermächtigungsgesetz, Bücherverbrennung und Gleichschaltung
3. 1935: Reichsparteitag und Rassengesetze
4. 1936: Ein blendendes Spektakel:
Die Olympischen Spiele in Berlin
5. 1938: Anschluss Österreichs und Ausschluss der Juden
6. Blitzkriege und totaler Krieg von Paris bis Stalingrad
7. Morde im Namen der «Rassenhygiene»
8. Anne Franks Weg nach Auschwitz und Bergen-Belsen
9. Nicht nur die Weiße Rose und der 20. Juli 1944:
Widerstand gegen Hitler
10. D-Day und ein Ende mit Schrecken

Achter Teil
Nachkriegszeit und deutsche Teilung
1945-1960

1. Vier Besatzungszonen und der
Nürnberger Kriegsverbrecherprozess
2. Flucht und Vertreibung, Hunger und Lagerleben
3. Trümmerfrauen, Junge Pioniere und eine neue Währung
4. Ein Grundgesetz für die BRD,
eine Verfassung für die DDR
5. Ost und West im Kalten Krieg
6. Die Stasi und der Volksaufstand am 17. Juni 1953
7. Das Wunder von Bern und das Märchen
von den glücklichen Spätheimkehrern

Neunter Teil
Zwei Deutschlands nach dem Mauerbau
1961-1989

1. Eine Mauer mitten durch Berlin
2. Mehr Demokratie wagen: Die 68er-Bewegung und Willy Brandt
3. Zu Gast im Westen: Millionen Gastarbeiter und Olympia 1972
4. Raus aus dem Osten: Wolf Biermann und ein Heißluftballon
5. «Deutscher Herbst»: Der Terror der RAF
6. «We shall live in peace»: Frieden, Umweltschutz und Aids

Zehnter Teil
Von der Wiedervereinigung bis heute
seit 1990

1. Der schwierige Weg zur deutschen Einheit
2. Ein Wohnheim, eine Synagoge und eine Moschee
3. Generation Reform: Die erste rot-grüne Koalition und die erste Bundeskanzlerin
4. «Mutti Merkel» und die Flüchtlinge
5. Das Klima retten: Fridays for Future
6. Demokratische Zumutung: Corona und der Lockdown

Anhang

Zeichnen ist Denken. *Von Greta von Richthofen*

Literatur

Register

1. Die Römer in Germanien

Arminius vernichtet drei römische Legionen und die Römer bauen den 560 Kilometer langen Limes.

In einem Wald fing alles an. Wo auch sonst, schließlich geht es um deutsche Geschichte. Häufig hing Nebel über dem *saltus teutoburgiensis*, einem 100 Kilometer langen Gebirgszug irgendwo zwischen Rhein und Weser. Er war übersät mit Buchen und Kiefern, durchzogen von Mooren, Quellen, Bächen und kleinen Seen. Ein furchteinflößender Ort? Für die Römer schon. Sie waren an Städte gewöhnt, ihnen waren dichte, dunkle Wälder unheimlich. «Allenthalben starrt schrecklicher Urwald, dehnen sich hässliche Sümpfe», schrieb der Historiker Cornelius Tacitus über den Teutoburger Wald. Selbst gesehen hatte er ihn nie. Anders als die Vielzahl von römischen Legionären. Seit dem Jahr 17 v. Chr. waren sie im Auftrag ihres Kaisers Augustus in das «ungestaltete Land unter rauem Himmel» vorgedrungen. Dort trafen sie auf «wilde Nachbarn» mit anderen Göttern, seltsamen Bräuchen und befremdlichem Lebensstil. Alle Germanen waren in ihren Augen schlicht «Barbaren» und alle «vom gleichen Schlag»: groß, rotblond und blauäugig, zu Gästen freundlich, dem «Gerstensaft», also dem Bier, und ihren Ehepartnern treu und «einzig dem Schlaf und dem Schmaus ergeben».

Doch da irrten sie. Denn in den Landstrichen rechts des Rheins, die die römischen Truppen nach und nach überrollen, siedelten germanische Stämme, die nur wenig gemeinsam hatten. Sie lebten alles andere als einträchtig miteinander, sondern waren zutiefst verfeindet. Aber alle ärgerten sich über die neuen Gesetze und Regeln, die die römischen Eroberer ihnen aufdrückten, erst recht über die Abgaben und Steuern, die sie mit harter Hand eintrieben. Lange hatte man das hingenommen. Schließlich brachten die Invasoren auch

begehrte Waren mit und kauften ihnen Felle, Pelze, hölzerne Käbme ab, vor allem das bewunderte blonde Haar, ein beliebtes Mitbringsel für ihre Frauen in Rom. Manche Germanen gingen sogar mehr oder weniger freiwillig in den Dienst der Römer.

Zu ihnen gehörte auch Arminius, von den Deutschen später Hermann genannt, ein Sohn aus dem Stamm der Cherusker. Vor allem dem römischen Statthalter in der Provinz Germanien, Publius Quinctilius Varus, war er ans Herz gewachsen. Man speiste gemeinsam und verstand sich gut. Doch das täuschte. Für Varus war es keine Frage, dass er dem «Freund» weit überlegen war. Keine gute Basis für eine Freundschaft. Alle Warnungen, dem jungen Hitzkopf blind zu trauen, schlug er in den Wind. Wie seine Legionäre freute er sich schon auf das Winterquartier am Rhein, wo die warmen Quellen ein wohliges Bad versprochen. Arminius, der sich im Wohlwollen des Varus sonnte, witterte jetzt eine große Chance und schmiedete einen geheimen Plan. Der junge Cherusker war viel zu stolz, als dass er sich die ständigen Befehle der Römer gefallen lassen konnte. Und viel zu überheblich blickte Varus auf die Germanen, hatte doch der Dichter Vergil in seinem Versepos *Aeneis* geschrieben: «Dein sei, Römer, das Amt, als Herrschaft die Völker zu zügeln» und «Hoffärtige niederzukämpfen».

Dem zwanzigjährigen Cherusker war zu Ohren gekommen, dass viele germanische Stämme die römische Arroganz und Habgier satthatten. Es brodelte gehörig, und die Chance, die Stammesführer, die sich sonst nur stritten, geschlossen hinter sich zu bringen, ermutigte ihn zu dem ungeheuren Wagnis, gegen die Römer aufzubegehren. Denn wenn es ernst wurde, standen sich zwei ungleiche Gegner gegenüber: auf der einen Seite das stehende Heer der Römer mit bestens ausgerüsteten und erfahrenen Legionären und auf der anderen Seite ein bunter Haufen germanischer Stämme mit einfachen Waffen und ohne einen Schimmer von Schlachtenplanung und Heeraufstellung. Aber ihr Hass auf Rom, hoffte Arminius, werde ihre Kampfeslust befeuern. Außerdem belustigte ihn die Furcht der Römer vor den germanischen Wäldern. Jetzt sah er seine Stunde gekommen.

Während eines gemeinsamen Abendessens schwindelte Arminius Varus vor, die Germanen planten einen bewaffneten Aufstand. Den könne man leicht niederschlagen – und er sei dazu bereit. Dann lockte er die Römer in das besonders unwegsame Gelände bei Kalkriese in der Nähe des heutigen





Osnabrück, so jedenfalls eine plausible Vermutung. Dort griffen aus dem Hinterhalt die Germanen den ellenlangen Zug von drei völlig überraschten Legionen an. Drei Tage lang setzten sie dem römischen Heer zu und schlugen es vernichtend. Zu Hilfe kamen ihnen einmal mehr ihre Götter, die heftige Regenschauer und Sturmböen schickten. In kurzer Zeit war der Erdboden in dem dichten Wald glatt und rutschig, vom Regen schwere Äste stürzten herab, die Pferde scheuten, die ledernen Schilde saugten sich voll mit Wasser, die schweren Speere und Schwerter verfangen sich im Gestrüpp der Bäume. Im Kampf Mann gegen Mann waren die Germanen den Römern überlegen und trugen einen glänzenden Sieg davon. Mit der Varusschlacht fanden die Germanen Eingang in die römischen Geschichtsbücher: als Gegner, mit denen man rechnen muss. Tacitus, der bedeutendste römische Geschichtsschreiber, schrieb voller Respekt über Arminius, er sei «ohne Zweifel der Befreier Germaniens» gewesen. Nach dem Gemetzel, bei dem 15 000 römische Legionäre den Tod fanden, versuchten die Römer nie wieder ernsthaft, in die Region zwischen Rhein und Elbe vorzudringen.

Stattdessen sicherten die Römer die eroberten Gebiete stärker ab. Etwa im Jahr 160 nahmen sie eines der größten Bauvorhaben Europas in Angriff: Sie errichteten den Limes Germanicus – rund 560 Kilometer lang, bestückt mit rund 1000 Kastellen, Wachtürmen und durch Gräben geschützt. Beeindruckende 40 000 römische Grenzsoldaten bewachten die aus Palisadenzäunen bestehende Grenze. Doch ganz so undurchlässig, wie sie scheinen sollte, war sie nicht. Weil man weiterhin die Felle, Pelze und frischen Fische, den Met und das Brot der Germanen nicht missen wollte, entwickelte sich am Limes ein kleiner Grenzverkehr zwischen Römern und Germanen. Nur diejenigen, die nicht friedlich und nicht mit begehrten Gütern kamen, erwartete Gefängnis oder Tod.

2. Der sizilianische Kaiser: Friedrich II.

Friedrich II. beobachtet Falken, gewinnt Jerusalem ohne Blutvergießen und kann den Papst trotzdem nicht zufriedenstellen. Sein Enkel, der letzte Staufer, will als Teenager Süditalien erobern und wird enthauptet.

Heinrich VI. wurde, wie es sich sein Vater gewünscht hatte, zum König gewählt und 1191 auch zum Kaiser gekrönt. Während seiner Herrschaft kam wieder ein wichtiges Stück von Italien in seinen Besitz, denn durch seine Heirat mit der sizilianischen Prinzessin Konstanze hatte er Anspruch auf das Königreich Sizilien. Das war zunächst zwar noch von einem Normannen besetzt. Doch als der 1194 starb, wurde Heinrich zu Weihnachten 1194 zum König von Sizilien gekrönt. Einen Tag später kam sein Sohn Friedrich zur Welt.

Der kleine Friedrich war erst drei Jahre alt, als sein Vater starb. Im Jahr darauf verlor er auch seine Mutter. Als kleiner Junge, so erzählt man, sei er durch die Straßen Palermos gestromert. Doch Zeit für eine gute Erziehung und Ausbildung blieb trotzdem. Der Papst als offizieller Vormund sorgte für ausgezeichnete Hauslehrer. Die machten den aufgeweckten Jungen nicht nur mit vielen Sprachen vertraut, sondern auch mit der Kultur und Geschichte der Antike.

Wie soll ein süditalienischer Junge ein Reich regieren, das sich von Sizilien bis an die Nordsee erstreckt? Nördlich der Alpen traten andere auf den Plan, die das Machtvakuum im Norden füllen und Friedrich die Herrschaft auch in Süditalien streitig machen wollten. Mit achtzehn Jahren, im Jahr 1212, entschied sich Friedrich, nach Deutschland zu ziehen, in die Heimat seines Vaters, um sich auf die übliche Weise zum König wählen zu lassen. Viele der Fürsten hatte er auf seiner Seite. Schließlich hatte sein Großvater durch seine Großzügigkeit – Großzügigkeit war eine wichtige Herrschertugend – so manche von ihnen zu «kleinen Königen» gemacht. Auch Friedrich garantierte ihnen nun Privilegien und Mitbestimmungsrechte. Vor allem die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die große Gebiete beherrschten, waren ihm gewogen. Im Dezember 1212 wurde er in Frankfurt gewählt und

in Mainz gekrönt. Acht Jahre lang blieb der Sizilianer mit schwäbischen Wurzeln im deutschen Reich nördlich der Alpen, erlernte die deutsche Sprache, ritt durch die Lande und hielt Hof.

1220 machte sich Friedrich schließlich auf den Rückweg nach Italien. In Rom krönte ihn der Papst zum Kaiser, aber unter einer Bedingung: Friedrich solle einen neuen Kreuzzug nach Jerusalem anführen. Friedrich versprach es, aber er ließ sich Zeit. Erst einmal wollte er zurück nach Sizilien, für das er große Pläne hatte. Während das Reich nördlich der Alpen zersplittert blieb, baute er hier eine zentrale Verwaltung auf. Um dafür fähige Juristen zu gewinnen, gründete er die Universität von Neapel. Die besten Köpfe, Juristen, Schriftsteller, Künstler, holte er sich an den Hof. Friedrich konnte zuhören und sich von guten Argumenten überzeugen lassen. Dabei nutzte er die Vielfalt der Kulturen auf Sizilien: Seit Jahrhunderten mischten sich hier griechische, römische, byzantinische, normannische und arabische Einflüsse. Die Gelehrten schätzten den Mann, mit dem man sich auf höchstem Niveau austauschen konnte. Sein Hof wurde ein Zentrum der Künste und Wissenschaften.

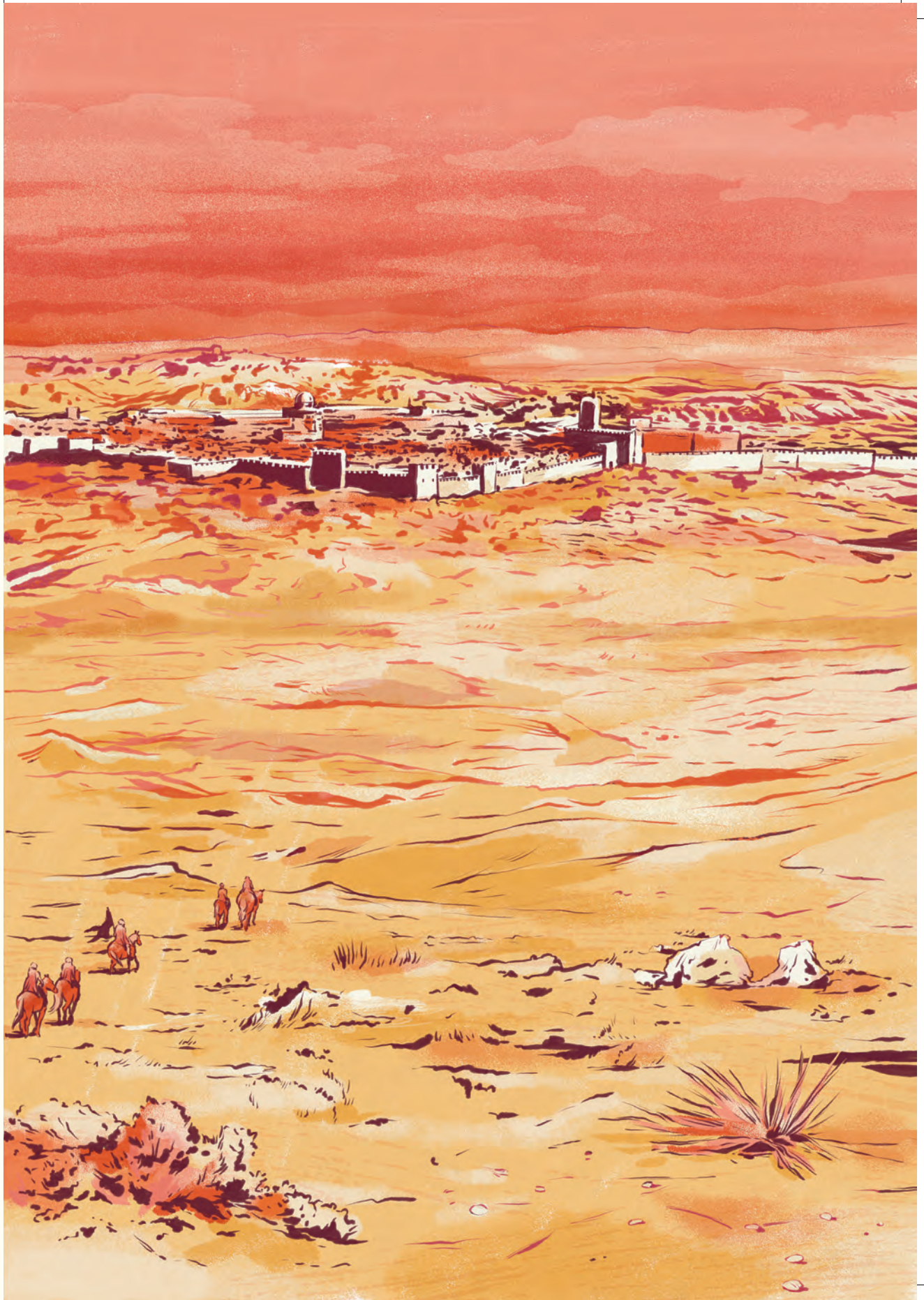
Friedrich interessierte sich besonders für die Natur. Vor allem Falken, die man zur Jagd hielt, hatten es ihm angetan. Wie ein moderner Naturwissenschaftler studierte er genau ihren Körperbau und ihr Verhalten. So entstand eines der faszinierendsten wissenschaftlichen Bücher des Mittelalters: *Über die Kunst, mit Falken zu jagen*. Es ist nicht nur mit berückend schönen Bildern illustriert. Auch viele Erkenntnisse Friedrichs haben bis heute Gültigkeit.

Doch noch immer wartete der Papst auf den versprochenen Kreuzzug. Wiederholt hatte Friedrich Vorwände gefunden, ihn aufzuschieben. Allmählich verlor der Heilige Vater in Rom die Geduld. Schließlich griff er zum Äußersten und verbannte Friedrich wie schon seinen Großvater aus der Kirche. Doch den Kaiser brachte das nicht aus der Ruhe. Ohne sich mit dem Papst auszusöhnen, sammelte er eine Heerschar von 800 Rittern und

3000 Fußsoldaten um sich und machte sich 1228

mit 40 Schiffen auf den Weg. Auch einen arabischen Freund nahm er mit. Nach beschwerlicher Reise stand man endlich vor den Toren der Heiligen Stadt. Zu-





nächst versuchte Friedrich, die dort ansässigen Ritterorden, die Johanniter und die Templer, auf seine Seite zu bringen. Doch durften die einem aus der Kirche ausgeschlossenen Heerführer Gefolgschaft leisten? Das wäre ein Affront gegen den Papst. Friedrich erkannte, dass er sich auf ein aussichtsloses Unternehmen eingelassen hatte. Aber musste es denn überhaupt ein Blutvergießen geben?

Er schickte seinen arabischen Begleiter zum Sultan, um ihm ein Gesprächsangebot zu unterbreiten. Nach einigem Zögern lenkte der Sultan ein. Jetzt bewährte sich, dass Friedrich dank seiner arabischen Freunde gelernt hatte, wie man auf dem Basar Geschäfte macht. Man nimmt sich Zeit, setzt sich hin, trinkt und plaudert über dies und das. Man lacht und scherzt, das Gespräch darf nur nicht ins Stocken kommen. Ganz langsam und behutsam pirscht man sich an das eigentliche Anliegen heran. Friedrichs wartende Begleiter, die aus der Ferne zuschauen, schütteln den Kopf. Was reden die da nur so lange? Endlich ist die Einigung erzielt, man reicht sich die Hände. Für zehn Jahre bekommen die Christen die Hoheit über Jerusalem und gewähren den Muslimen gleichzeitig den freien Zugang zum Tempelberg. Ein Kreuzzug ohne Blutvergießen. Im Triumphzug zieht Friedrich II. nach Jerusalem ein und zeigt sich in der Grabeskirche mit königlichen Gewändern und der Krone des Königreichs Jerusalem. Schließlich ist er seit 1225 mit Isabella von Jerusalem verheiratet, die Krone steht ihm zu.

Für den Papst hatte Friedrich seinen Auftrag allerdings noch nicht erfüllt. Der wollte eine Eroberung «für immer», eine mit dem Schwert erkämpfte. Der Bann blieb bestehen. Noch dazu besetzte der Papst Teile des süditalienischen Königreichs. Friedrich eilte zurück, besiegte die päpstlichen Truppen und erließ neue Gesetze für Sizilien und Unteritalien, die über 500 Jahre lang in Kraft blieben.

Noch einmal begab sich Friedrich ins Land seines Vaters und reiste, wie ein Chronist vermerkte, «in großer Glorie» durch Deutschland. «Er führte mit sich Kamele, Affen und Leoparden, auch viele Sarazenen.» So nannte man die Muslime. Doch bald schon kehrte er für immer nach Sizilien zurück. Er reformierte die Rechtsprechung, baute prunkvolle Gebäude, auch das berühmte Castel de Monte in Apulien. Dessen achteckige Architektur ist Zeugnis von Friedrichs Vorliebe für Mathematik und Geometrie. Er förderte weiter die Wissenschaften und lud Gelehrte an seinen Hof. Die Zeitgenossen,



zumindest die, die ihm gewogen waren, sprachen von ihm als «Stupor Mundi», das Staunen der Welt.

Doch Papst Innozenz IV. gab keine Ruhe und setzte seine Fehde gegen den Kaiser fort. Er ließ Listen seiner Sünden und Verfehlungen erstellen, erklärte ihn für abgesetzt und rief gar zum Kreuzzug gegen Friedrich II. auf. Beide schenkten sich nichts. Zu einer Versöhnung sollte es nicht mehr kommen. Friedrich II., ein gläubiger Christ, starb 1250 ohne päpstlichen Segen, doch nicht ohne geistlichen Beistand. Denn trotz des Kirchenbannes hatten ihm einige Kleriker die Treue gehalten.

Die Dynastie der Staufer endete 1268 mit einem jungen tragischen Helden. In der Kirche Santa Maria del Carmine in Neapel steht eine Statue: ein Junge mit Krone und langem Gewand, der sein Schwert eher locker umfasst. Er schaut tieftraurig und etwas schmollend drein. Es ist Konradin, der Enkel Friedrichs II. Auch er, früh verwaist, war von dem Ziel beseelt, seinen großen Vorfahren nachzueifern. Schon mit vierzehn Jahren zog er nach Italien, um seinen Anspruch auf Sizilien zu erkämpfen. Doch der Papst witterte die Chance, der Herrschaft der Staufer ein Ende zu bereiten. Kleinere Schlachten gewann der Teenager, doch mit sechzehn Jahren geriet er in Süditalien in Gefangenschaft und wurde am 29. Oktober 1268 mit seinen Gefährten mitten in Neapel öffentlich enthauptet.

3. Tränen des Vaterlands: Der Dreißigjährige Krieg

Drei Beamte werden in Prag aus dem Fenster geworfen. Damit beginnt ein Krieg um die richtige Religion und die Vorherrschaft in Europa.

Am Mittwoch, dem 23. Mai 1618, eilt eine Gruppe von 200 Männern zur Prager Burg. Sie stürmen in den zweiten Stock und dringen in die Amtsstube ein. Nach hitzigem Wortgefecht stoßen sie zwei Statthalter des Kaisers und ihren Schreiber kurzerhand aus dem weit offen stehenden Fenster. Siebzehn Meter tief purzeln die herab. Nur ein Misthaufen vor dem Fenster rettet ihnen das Leben. Fünf Jahre später wird der unschuldige Protokollant Philipp Fabricius in den Reichsritterstand erhoben und durfte fortan den treffenden Namen «von Hohenfall» tragen.

Prag war die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, und der König von Böhmen kam seit hundert Jahren immer aus der Dynastie der Habsburger. Kaiser Matthias, ebenfalls ein Habsburger, schlug im Jahr 1617 Ferdinand von Habsburg als neuen böhmischen König vor. Tatsächlich wurde er in

Böhmen auch gewählt, obwohl die böhmischen Adeligen mehrheitlich evangelisch waren und Ferdinand wie der Kaiser ein strenger Katholik, päpstlicher als der Papst. Mit aller Macht wollte er in Prag und ganz Böhmen seinen Glauben durchsetzen. Das ließen sich die Prager Adeligen nicht bieten. Im «Majestätsbrief» von 1609 hatten die Habsburger ihnen zugesichert, ihre Religion frei ausüben zu dürfen. Doch unter Ferdinand war davon nichts mehr zu spüren: Versammlungen wurden gesprengt und Beichten erzwungen. Als eine evangelische Kirche abgerissen und eine andere geschlossen wurde, war das Maß voll. Wütend stürmten protestantische Adelige in die Burg. Mit dem «Prager Fenstersturz» begann einer der schrecklichsten Kriege auf deutschem Boden.

Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 sah vor, dass jeder Fürst auf seinem Gebiet bestimmen durfte, ob die Untertanen evangelisch oder katholisch sein sollen. «Cuius regio, eius religio», «wessen Gebiet, dessen Religion», hieß die Formel. Doch der erhoffte «ewig währende Friede» trat nicht ein. Für die Katholiken blieben die Protestanten «Ketzer», und für die Lutheraner waren die Katholiken schlicht «Ungläubige». Zu Beginn des 17. Jahrhunderts spitzten sich die Konflikte zu. Bündnisse auf beiden Seiten ließen ahnen, dass ein Krieg bevorstand.

Siebzehn evangelische Fürsten schlossen sich 1608 zur «Union» zusammen, einem Verteidigungsbündnis. Die katholischen Fürsten gründeten die «Liga». Zur «protestantischen Union» gehörten die Kurpfalz, Anhalt und viele Reichsstädte. Auch England und Holland holte man mit ins Boot. Die «katholische Liga» setzte sich zusammen aus dem Herzogtum Bayern als der treibenden Kraft, den Erzbistümern Köln, Trier und Mainz, den meisten anderen geistlichen Fürstentümern und bald schon fast allen übrigen katholischen Ständen Süddeutschlands. Auf ihrer Seite standen Kaiser und Papst. Als die Kunde vom Fenstersturz nach Wien drang, wurde die Protestaktion als brutaler Anschlag verteufelt. «Unangemeldet, gar keck und mit großer Importunitet (Unverschämtheit)» seien sie eingedrungen, wettete der aus dem Fenster gestürzte Statthalter Jaroslaw von Martinitz. Für seine Rettung hatte er eine wundersame Geschichte parat. Allein der Jungfrau Maria sei es zu verdanken, dass sie mit dem Leben davongekommen seien. Vom Himmel herab habe sie ihren Mantel ausgebreitet, die Stürzenden aufgefangen und sanft zur Erde begleitet.

Unmittelbar nachdem man die kaiserlichen Gesandten so (un)sanft vor die Burg gesetzt hatte, setzten die böhmischen Fürsten den Habsburger König ab und wählten Kurfürst Friedrich von der Pfalz, den Führer der protestantischen Union, zu ihrem König. Der war Calvinist und damit Vertreter eines Zweiges des Protestantismus, der auf strengere Regeln pocht. Im November 1620 wurde er im Prager Veitsdom gekrönt und pompös gefeiert: Dukaten wurden in die Menge geworfen, aus einem Brunnen flossen Rot- und Weißwein für jedermann. Unterdessen krönte die katholische Liga den abgesetzten Ferdinand zum deutschen Kaiser. Die Fronten verhärteten sich. Wenig später wurde der neue böhmische König Friedrich von Oberst Tilly, einem über sechzigjährigen kriegserfahrenen Katholiken, im Auftrag von Maximilian von Bayern in der Schlacht am «Weißen Berg» herausgefordert. Tillys Truppen schlugen das protestantische Heer vernichtend und marschierten nach Westen in die Rheinpfalz, Friedrichs Stammland. Friedrich floh und ging als «Winterkönig» in die Geschichte ein, weil er in Böhmen nur einen Winter lang regiert hatte. Böhmen wurde wieder katholisch. Immer mehr protestantische Gebiete fielen in die Hände der Katholiken. Die

Gegenreformation, die katholische Entgegnung auf die Reformation, schien nicht aufzuhalten zu sein.

Nur wenige lutherische Landstriche kamen glimpflich davon. Vor allem dann, wenn sie etwas abseits lagen und ihre Herrscher klug waren. Im Oldenburger Land kam beides zusammen. Im September 1623 schlugen Tillys Truppen vor den Stadttoren ihr Lager auf. Graf Anton Günther dachte praktisch. Er ließ den feindlichen Soldaten

Bier, Brot und Käse in rauen Mengen bringen. Seit Langem endlich mal wieder satt, ließ sich Tilly auf Verhandlungen ein – schon weil der Graf ein enger Verwandter des dänischen Königs war, mit dem er es sich nicht





verscherzen wollte. Besonders kampfeslustig war der alte Haudegen ohnehin nicht mehr, vor allem nicht in dieser morastigen Gegend, wo es kaum «festes trockenes Erdreich» gab, wie er am 20. September in einem Brief bemerkte. Hinzu kam «das kontinuierliche Regenwetter». Täglich lichteten sich die Reihen der «schönen Armee» durch Hunger und Seuchen. Als der Oldenburger Graf seinen «Besuch» noch mit einem besonderen Geschenk krönte – Pferde aus der berühmten Oldenburger Zucht –, blies Tilly zum Abzug.

Das waren kleine und seltene Siege der Protestanten. Bald deutete alles auf ein nahes Ende des Krieges und einen Sieg der Katholiken hin. Doch dann kam König Christian IV. von Dänemark dem protestantischen Lager zu Hilfe. Er fürchtete um seine Vormachtstellung im Ostseeraum, sollten die Habsburger weiter nach Norden vordringen. Mit einem mächtigen Heer von 20 000 Mann, das seine Feuerwaffen bestens beherrschte, drohte jetzt Gefahr für die katholische Seite. Als Retter aus der Bredouille erschien der böhmische Feldherr Albrecht von Wallenstein beim Kaiser. Und machte ihm ein Angebot, das der nicht ablehnen konnte. Eine Armee von 50 000 Mann wollte er bereitstellen, ohne die kaiserlichen Kassen in Anspruch zu nehmen. Für den Sold der Soldaten sollten die von ihm besetzten Gebiete aufkommen. Ohne zu zögern, machte der Kaiser Wallenstein zum Oberbefehlshaber seiner Truppen.

Der frisch gekürte Feldherr begann umgehend mit der Anwerbung von Soldaten. Geld aus der eigenen Tasche, das Erbe seiner äußerst wohlhabenden Frau, steckte er in neue Waffen. Zunehmend wurde mit Feuerwaffen gekämpft, mit Musketen. Bebilderte Bedienungsanleitungen erklärten auch dem einfachen Soldaten die komplizierte Ladeprozedur. Wallenstein hielt, was er dem Kaiser versprochen hatte: Seine Soldaten bedrängten die Bauern und verlangten Beköstigung. Zimperlich gingen sie dabei nicht vor. Auch für den Sold mussten die Bauern aufkommen, noch dazu ihre Söhne als Soldaten hergeben. «Der Krieg ernährt den Krieg», war Wallensteins Devise.

Die Rechnung ging auf. Wallensteins mächtige Truppen drängten die Dänen zurück und gewannen eine Schlacht nach der anderen. Die kaiserliche Belohnung war fürstlich: Wallenstein erhielt das Herzogtum Mecklenburg. Dass damit einer von ihnen sang- und klanglos seine Herrschaft verlor und durch einen Emporkömmling und bloßen Warlord ersetzt wurde, brachte die

anderen Fürsten gleich welcher Konfession in Rage. Sie fühlten sich durch die kaiserliche Willkür als Stand missachtet.

Befeuert durch Wallensteins Erfolge bekam der Kaiser Oberwasser. In seinem «Restitutionsedikt» von 1629 forderte er von den eroberten evangelischen Fürstentümern ehemaligen katholischen Besitz zurück. Allein 500 Klöster, die die Protestanten aufgelöst hatten, sollten der Kirche zurückgegeben werden. Die Forderung befeuerte den Konflikt zwischen den protestantischen Fürsten und dem katholischen Kaiser. Aber es ging nicht nur um den Streit der Konfessionen. Der Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte die Möglichkeiten der Landesherren gegenüber Kaiser und Reich gestärkt. Jetzt ging die Furcht um, der Kaiser könnte diese Möglichkeiten wieder einschränken, und diese Furcht verbreitete sich auf protestantischer wie katholischer Seite. Wallensteins Erfolge trugen dazu bei und auch das Restitutionsedikt.

An der Stadt Magdeburg, einem Bollwerk der Reformation, wollte der Kaiser ein Exempel statuieren. Wenige Monate nach dem Edikt belagerten kaiserliche Truppen die Stadt an der Elbe. Sie sollten Ferdinands Forderung ohne Rücksicht auf Verluste durchsetzen. Abgesandte der Stadt versuchten, mit Wallenstein zu verhandeln. Der forderte 200 000 Taler als Sold für seine Soldaten und versprach den Abzug.

Dieses Handeln im eigenen Interesse brachte die Fürsten erneut gegen den machtgierigen Kriegsherrn auf. Kategorisch forderten sie vom Kaiser seine Entlassung. Zähneknirschend ließ Ferdinand 1630 seinen obersten Kriegsherrn gehen. An seiner Stelle wurde Johann von Tilly nach Magdeburg gesandt. 1630 war ein Heer des lutherischen Schwedens in Pommern gelandet, Magdeburg an der Elbe gewann dadurch strategische Bedeutung. 1631 wurde die Stadt von kaiserlichen Truppen belagert, im Mai unter dem Oberbefehlshaber Tilly erobert. Die Truppen bekamen das Recht, zu plündern, und es begann eine Raserei der Grausamkeit und des Blutvergießens. Bald stand fast die ganze Stadt in Brandt. «Da ist nichts als Morden, Brennen, Plündern, Peinigen und Prügeln gewesen. Viele tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder sind kläglich ermordet und auf vielerlei Weise hingerichtet worden, sodass es mit Worten nicht beschrieben und mit Tränen nicht beweint werden kann», schrieb ein Augenzeuge. Nur 450 der 30 000 Einwohnern sollen das Massaker überlebt haben. Die Zerstörung Magdeburgs war ein

schrecklicher Höhepunkt im Dreißigjährigen Krieg. Die katholische Seite hatte einen militärischen Erfolg erzielt, doch durch ihr grausames Wüten einen massiven Ansehensverlust erlitten.

Hilfe nahte für die deutschen Protestanten, die dankbar aufatmeten, als im Juli 1630 König Gustav II. Adolf von Schweden mit seiner Flotte auf Usedom anlandete und siegend von der Nordsee bis nach Bayern zog. Zunächst waren es nur 13 000 Mann, aber viele Männer schlossen sich an, und Frankreich war bereit, im Kampf gegen den habsburgischen Kaiser Unterstützungszahlungen zu leisten. Im September 1631, vier Monate nach dem Untergang Magdeburgs, trafen Schweden (und Sachsen) bei Breitenfeld auf die katholische Armee unter ihrem Oberbefehlshaber Tilly und schlugen sie vernichtend. Es war ein Sieg von höchster Bedeutung. Nicht nur stand der Kaiser militärisch entblößt da, die protestantische Seite, die seit 1618 eine Niederlage nach der anderen zu ertragen hatte, schöpfte wieder Hoffnung.

Wieder brauchte der Kaiser einen Retter, wieder war Wallenstein zur Stelle. Kampfeslustiger denn je: Der schwedische König hatte ihm sein gerade erst geschenktes Mecklenburg genommen. Wallenstein rüstete zur Entscheidungsschlacht. Auf beiden Seiten standen sich 18 000 Mann gegenüber. Der schwedische König persönlich führte seine Armee in die Schlacht. Und fiel. Wallenstein entkam dem Tod nur knapp. 8000 tote Söldner blieben auf dem Feld zurück. Kriegsmüde verhandelte Wallenstein auf eigene Faust mit den Schweden. Als der Kaiser davon Wind bekam, belegte er ihn mit der «Reichsacht». Damit war sein Schicksal besiegelt. Er wurde von seinen eigenen Leuten, vom Kaiser bestochen, ermordet.

1635 waren endlich alle das Kämpfen leid. Die katholischen und protestantischen Fürsten trafen sich in Prag, um einen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Doch der Krieg auf deutschem Boden war längst kein deutscher Krieg mehr, bei dem es nur um Religion ging. Es ging um das Mächtespiel in Europa. Ein Friedensschluss ohne Frankreich und Schweden musste scheitern. Beide Länder fürchteten, dass die Habsburger in Europa zu mächtig werden könnten, regierten sie doch auch Spanien. Das katholische Frankreich und das protestantische Schweden verbündeten sich.

Nun begann die schlimmste Phase des Krieges. Die Söldnerheere zogen plündernd durchs Land, rissen in den Dörfern und Städten Lebensmittel, Geld und Wertgegenstände an sich, belagerten Häuser und Höfe. Besonders

gefürchtet war das «Tulpenmachen»: Soldaten zogen den Frauen auf dem Feld ihre langen Röcke über den Kopf und banden sie oben zusammen. Wie riesige Tulpen irrten die unten splitter nackten Mädchen und Frauen blind vor Angst schreiend über die Felder. Die Soldaten hinterließen verbrannte Erde, traumatisierte Menschen und Krankheiten. Pest, Krieg und Hunger brachten den Tod. «Wir sind doch nunmehr gantz, ja mehr denn gantz verheeret!», klagte der Dichter Andreas Gryphius in seinem Sonett *Tränen des Vaterlands*. Ein Land, im Leid geeint, verlor in dem über Jahrzehnte tobenden Krieg ein Drittel seiner Menschen.

Es dauerte insgesamt dreißig Jahre, bis die europäischen Herrscher einsehen, dass der Krieg nur mit Verhandlungen zu Ende zu bringen war. Zwar schwiegen die Waffen noch nicht. Aber Gesandten der Kriegsparteien brachen auf in zwei westfälische Städte, in denen der Krieg nicht gewütet hatte. Im katholischen Münster und im protestantischen Osnabrück kam es zum Gipfeltreffen, das fast fünf Jahre dauern sollte. Bis heute ist es leichter, einen Krieg zu beginnen, als ihn wieder zu beenden.

6. Babylon Berlin: Nachtleben, Kintopp und Milljöh

Die Goldenen Zwanziger kennen keine Tabus, Frauen mit Bubi-kopf gehen ins Kintopp, Marlene Dietrich räkelt sich auf dem Klavier, und Papa Zille zeichnet Rotznasen.

Der Saal im Berliner *Wintergarten* tobt, wenn Claire Waldoff auf der Bühne erscheint. Obwohl ein Kind des Ruhrgebiets, gilt sie als waschechte «Berliner Göre» und schmettert ihre Chansons auf Berlinerisch. Rotz-frech nimmt sie Politik und Geschlechterverhältnis aufs Korn, wenn sie im Marschrhythmus grölt:

Raus mit'n Männern aus'm Reichstag, ...
und rin in die Dinger mit der Frau!

Mit ihrer rauhen Stimme, ihrem roten Bubikopf und ihrem schwarzen Smoking begeistert sie die Nachtschwärmer. Die bekennende Lesbe spielt mit den Geschlechterrollen. Heute würde man ihren Song *Hannelore, Hannelore* als LGBTQ-Hymne feiern:

Süßes, reizendes Geschöpfchen
 Mit dem schönsten Bubiköpfchen
 Keiner unterscheiden kann
 Ob du Weib bist oder Mann.

Babylon Berlin. Die Stadt vibriert und feiert. Überall sind Tanzlokale und Varietés, Bordelle und Cabarets, Spelunken und elegante Restaurants wie Pilze aus dem Boden geschossen. Alle Tabus sind gebrochen, alles ist möglich. In Reiseführern der Zwanzigerjahre findet man Adressen der Homosexuellenszene. In Clubs wie dem *Eldorado* wird die Nacht zum Tag. Leuchtreklamen, illuminierte Kinoplakate und hell erleuchtete Schaufenster machen den Straßenlaternen Konkurrenz. Pärchen, eng umschlungen, schwärmen durch die Straßen, an den Ecken bieten Frauen ihre Liebesdienste an, dazwischen Paradiesvögel in knallbunten Kostümen. Neben Claire Waldoff ist Josephine Baker ein Publikumsmagnet. Die Schwarze Tänzerin bezaubert mit wildem Temperament, Humor und Schönheit. Und sie bringt den Deutschen einen neuen, ungestümen Tanz bei, den Charleston aus dem amerikanischen Süden.

Berlin leuchtete nicht nur, es blendete und strahlte. «Berlin wird nicht von Engeln bewohnt, aber es gibt nur diese Stadt, in der man leben möchte», schrieb der Dichter Kurt Tucholsky. Die Goldenen Zwanziger, diese vier Jahre Berliner Leben, waren eine Zeit des Aufbruchs. Die quicklebendige Viermillionenstadt stieg in den Zwanzigerjahren zu einer der bedeutendsten, buntesten und modernsten Metropolen der Welt auf. Und mit etwas Verzögerung schwappte die Welle auch ein wenig in andere deutsche Städte über.

In dieser Zeit betritt auch die «neue Frau» die Bühne. Wie Waldoffs Hannelore trägt sie Bubikopf, die Röcke umspielen nur noch die Knie. Lange Perlenketten, kesse Hütchen und elegante Zigarettenspitzen komplettieren den neuen Look. Die diversen Etablissements ihrer Stadt besuchen sie – früher undenkbar – auch ohne männliche Begleitung.

Diese Frauen im Stadtbild gehörten einem neuen Berufsstand an. Viele waren «angestellt» als «Tippmamsell» oder «Telefonfräulein». Denn in keiner anderen Stadt wurde so viel telefoniert und telegraphiert wie in Berlin. Täglich vermittelten die «Fräuleins vom Amt» mehr als eine Millionen Anrufe und versandten Hunderttausende Telegramme. Ihr schmales monatliches Gehalt machte sie zwar nicht reich, doch es bot ihnen ein Stück Selbstständigkeit und die Chance, ein wenig von der bunten Warenwelt der Kaufhäuser wie dem 1907 eröffneten KaDeWe (Kaufhaus des Westens) zu erhaschen.

Angestellte, egal ob weiblich oder männlich, arbeiteten in der Regel im Büro, im Laden, auf dem Amt oder in Kanzleien. Sie trugen weiße Blusen oder Hemden, standen nicht wie die Arbeiterinnen und Arbeiter am Fließband und bedienten auch keine schweren Maschinen. Obwohl sie nicht viel mehr als die Arbeiterschaft in der Lohntüte hatten, fühlten sie sich überlegen gegenüber dem «Proletariat». Sie wurden mit «Herr», «Fräulein» und «Sie» von ihren Vorgesetzten angesprochen. Denen gegenüber waren sie in der Regel loyal, manche bis in die zunehmend rechtsnationale Gesinnung hinein.

Abends gingen sie mit Vorliebe ins Kintopp, so nannten die Berliner das Kino. Davon hatte Berlin inzwischen fast vierhundert. Die Universum Film Aktiengesellschaft, kurz UFA, drehte seit 1922 auf dem Studiogelände in Babelsberg Filme, die Hollywood durchaus Konkurrenz machten. Fritz Langs *Metropolis* oder *Die Nibelungen* waren Stummfilme mit künstlerischem Anspruch, die ein großes Publikum anzogen. Aber die Dreharbeiten waren aufwendig, die ersten Kinostars verlangten hohe Gagen. 1927 war die UFA praktisch pleite. Die Deutsche Bank suchte einen Investor und fand den steinreichen Unternehmer Alfred Hugenberg, der auch Zeitungsverleger und Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) war. Mit dem Tonfilm, der sich bald durchsetzte, fuhr er riesige Gewinne ein. Und es traten neue Stars auf den Plan. Im *Blauen Engel* spielte Marlene Dietrich ihre erste große Hauptrolle als verführerische Blondine, die auf dem Klavier sitzend den Schlager *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt* sang. Auch die Musikkomödie *Die Drei von der Tankstelle* mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle wurde zum Kassenschlager. Nun schrieb die UFA wieder schwarze Zahlen. Doch Hugenberg brachte mit seiner politischen Gesinnung auch Filme auf die Leinwand, die die preußische Vergangenheit und vor allem den Krieg verherrlichten (*Fridericus Rex*, *Der alte Fritz*) und mithalfen, eine poli-

tische Wende herbeizuführen. Dass er wenige Jahre später in Hitlers erstem Kabinett einen Ministerposten bekommen würde, ahnte noch niemand.

Manche Phänomene der Goldenen Zwanziger schwappten durchaus bis in die Provinz hinein. Überall strömten die Menschen in die Kinos. Auch die kurzen Kleider und Haare trugen junge Frauen in kleineren Städtchen und auf dem Land. Selbst meine Großmutter, das Landei Gertrud Blomeyer, trug zur Verlobung nicht nur den billionenschweren Ring am Finger, sondern auch ein Kleid, mit dem sie sich auch in Berlin hätte sehen lassen können, und steckte sich auch schon mal eine Zigarette an.

Die Zwanzigerjahre bedeuteten auch einen Aufbruch in der Kunst- und Kulturszene über Berlins Grenzen hinaus. 1919 hatte der Architekt Walter Gropius in Weimar das «Bauhaus» gegründet. Der Name war Programm. Vorbild waren die Bauhütten im Mittelalter, in denen Künstler und Handwerker zusammenarbeiteten. Die Häuser von Gropius und seinen Mitstreitern wie auch ihre Einrichtung sollten dem Grundsatz «Form folgt Funktion» gerecht werden – klar und schnörkellos, praktisch und in Serie herstellbar. Flache Dächer auf Häusern, die wie weiße Betonwürfel wirkten. Filigrane Möbel aus Stahl, pilzförmige Leuchten. Designklassiker wie der Stahlrohrsessel von Marcel Breuer, den man seit den Sechzigerjahren als Wassily Chair kennt, oder die Wagenfeld-Lampe werden bis heute hergestellt. An der Hochschule in Weimar wurden unterschiedliche Techniken und Fächer wie Malerei, Architektur, Weberei, Fotografie und Theater gelehrt und erprobt. Man spielte mit Formen, Farben und Material. So entstanden aus den Grund-

Grundformen Dreieck, Kreis und Quadrat zusammengesetzte Gegenstände in den Grundfarben blau, rot und gelb. Ein berühmt gewordenes Objekt nach solchem Muster war die «Bauhauswiege».

Doch Wiege und Hotspot der Kunst der Avantgarde blieb Berlin. Frauen waren hier als Drehbuchautorinnen, Fotografinnen und Malerinnen ganz vorn mit dabei. In der Literatur waren es unter anderen Erich Kästner, Irmgard Keun, Franz Kafka, Ricarda Huch und Bertolt Brecht, die mit neuen Formen und Ideen provozierten. Otto Dix und George





Grosz kritisierten oder verspotteten mit ihren Bildern ihre Zeitgenossen. Auf seinem Gemälde *Die Stützen der Gesellschaft* trägt der Medienmogul und UFA-Eigentümer Hugenberg einen Nachttopf auf seiner Glatze. Beliebter Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen war das *Romanische Café* in Charlottenburg.

*

Zeichner wie Heinrich Zille sah man dort selten. Er schaute in andere Ecken Berlins, wo es nicht golden, sondern grau war. Schon zu Kaisers Zeiten hatte er die Schattenseiten Berlins, die Elendsviertel der Arbeiter, die dunklen, feuchten Wohnungen, die Hinterhöfe auf Papier gebannt. Diesem Blick blieb er auch jetzt treu. Er selbst stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Sein Vater war einer der vielen Langzeitarbeitslosen, seine Mutter hielt die Familie mit Heimarbeit über Wasser. Aber Heinrichs zeichnerisches Talent verhalf ihm zum sozialen Aufstieg. Tagsüber hatte er eine feste Stelle als Lithograf, abends zog Zille mit der Kamera durch die Elendsviertel. Auf den Fotos hielt er fest, was er später zu Hause mit dem Pinsel nachzeichnete. Zille war ein guter Beobachter des Lebens auf der Straße. Da hörte man nicht Charleston oder Swing, sondern die Melodien des Leierkastenmannes. Kinder waren sein liebstes Motiv.

Zille malt sie mit seinem Pinsel ungekämmt, rotznasig, mit rutschenden Hosen und Strümpfen und blitzenden Unterhöschen unter Kleidern, aus denen sie längst rausgewachsen sind. Und immer mit einem frechen Spruch auf den Lippen. Denn Zille schaut ihnen nicht nur ins Gesicht, sondern auch aufs Maul. Ihr pfißiger Witz, der schon bei den Kleinsten durchschimmert, diktiert ihm die Texte, mit denen er seine Bilder versieht. «Mutta, jib doch die zwee Blumtöpfe raus, Lieschen sitzt so jerne ins Jrüne!» So ist die Zeichnung eines Hinterhofs mit einem kranken Mädchen im Korbstuhl untertitelt. Themen wie Kindersterblichkeit, ungewollte Schwangerschaften, Prostitution und alleinerziehende Mütter liegen ihm am Herzen. «Biste auch ein «von», fragt ein Knirps den anderen. «Jawohl, Muttern weiß nur nicht, von wem.» Sein Freund Max Liebermann schreibt einmal über Zilles Bilder: «Das große Mitleid regt sich in ihnen, aber sie beeilen sich, darüber zu lachen, um nicht gezwungen zu sein, darüber zu weinen. Wir spüren die Tränen hinter ihrem Lachen.»

Auch andere Künstler zeigten die dunkle Seite Berlins. Käthe Kollwitz gehörte dazu. Auf ihren Radierungen sind von Arbeit und Armut geschundene Menschen zu sehen. Jedes Bild eine Anklage, die viele nicht hören wollen.

Als Zille 1924 auf Vorschlag Max Liebermanns Mitglied der Preußischen Akademie der Künste wurde, hetzte die rechte Presse: «Der Berliner Abort- und Schwangerschaftszeichner Heinrich Zille ist zum Mitglied der Akademie der Künste gewählt und als solcher vom Minister bestätigt worden. Verhülle oh Muse dein Haupt!» Doch von Filmemachern der Zeit wurden seine Bilder geschätzt. Im Film *Der fünfte Stand*, später *Die Verrufenen* genannt, lernten sie laufen. Eingebildet wurden seine ironisch-sarkastischen Untertitel, die Filmmusik kam von einem Leierkasten. Endlich ein erster sozialkritischer Film nach den monumentalen und nationalen Filmen, wie sie Hugenberg produzierte. Nach dem Tod von «Papa Zille», wie man ihn liebevoll nannte, widmete ihm Claire Waldoff ein legendäres Abschiedslied:

Ausm Hinterhaus
 Kieken Kinder raus
 Blass und unjekämmt
 Mit und ohne Hemd
 Unten uffn Hof
 Isn Riesenschwoof
 Und ick denk mir so beim Jehn
 Wo haste det schonmal jesehn?
 Das war sein Milljöh
 Das war dein Milljöh
 Jede Kneipe und Destille
 Kannt' den juten Vater Zille

8. Anne Franks Weg nach Auschwitz und Bergen-Belsen

Am Wannsee planen fünfzehn Männer den Völkermord. Die Todeszüge rollen, Anne Frank schreibt in ihrem Versteck Tagebuch, Millionen Juden leiden und sterben in Lagern, und von den Amsterdamer Hinterhausbewohnern überlebt nur Annes Vater den Holocaust.

Am Morgen des 20. Januar 1942 fahren vor einer Villa am Großen Wannsee vor den Toren Berlins schwarze Limousinen die Auffahrt hinauf. Fünfzehn Vertreter der SS, Partei und Ministerialbürokratie treffen sich im Gästehaus der SS zu einer vertraulichen Besprechung mit anschließendem zweiten Frühstück. Es ist eher die zweite Garde von Funktionären, neun davon Juristen, mehr als die Hälfte mit Dokortitel. Unter ihnen ist Roland Freisler, der kurz darauf zum Präsidenten des Volksgerichtshofes ernannt werden wird. Eingeladen hat Reinhard Heydrich, Heinrich Himmlers rechte Hand und Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), dem auch die Geheime Staatspolizei, die Gestapo, unterstellt ist.

Auf der Tagesordnung des Geheimtreffens steht nur ein Punkt: die «Endlösung der Judenfrage». Außer den fünfzehn Männern sitzt nur eine Sekretärin mit am Tisch, eine Mitarbeiterin von Obersturmbannführer Adolf Eichmann, Judenreferent beim RSHA, die auf fünfzehn Seiten die neunzigminütige Konferenz protokolliert. Heydrich eröffnet die Sitzung, indem er den Auftrag an die Runde formuliert, «alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen, für eine Gesamtlösung der Judenfrage in Europa». Er habe den Auftrag, die anwesenden Herren an der Herstellung des Gesamtentwurfs zu beteiligen. Mit einem Rückblick fährt er fort. «Seit (19)33 führen wir nun den Kampf gegen das Judentum und drängen die Juden unbarmherzig aus den Lebensbereichen des deutschen Volkes zurück.» Schließlich sei man dem Ziel, den «deutschen Lebensraum auf legale Weise zu säubern», mit der Zahl von 537 000 Auswanderern schon nahegekommen. Mit effektiveren Maßnahmen solle dieser Prozess nun beschleunigt werden. Die Federführung liege bei ihm und

Himmler. Adolf Eichmann erläutert den Ablauf: «Nachdem der Jude registriert, gemeldet und abgeteilt ist, wird er zum Stichzeitpunkt in Haft genommen. Er liefert seinen Wohnungsschlüssel ab, unterschreibt einen Vermögensverzicht zugunsten des Reiches und begibt sich mit einem Handkoffer und maximal 50 Reichsmark zur Sammelstelle, in der Regel an ein abgelegenes Anschlussgleis, wo er einwaggoniert wird.» Die Sprache der Bürokraten, die eiskalt Grausames planen. Auf die Frage, um wie viele Juden und Jüdinnen es sich handele, antwortet Eichmann kühl: elf Millionen europäische Juden.

Zu dieser Zeit war der Völkermord längst in Gang. Auf der Wannsee-Konferenz ließ Eichmann eine Karte kursieren, auf der per Hand einzelne Länder eingezeichnet waren. Unter kleinen Särgen standen Zahlen. Und so ein «abgelegenes Anschlussgleis», wie Eichmann es nannte, lag auch im Berliner Grunewald. Von dort aus war der erste Transport Richtung Riga bereits am 17. November 1941 abgegangen, mit 1006 Berliner Juden, darunter 25 Kindern. Auf Befehl von Friedrich Jeckeln, Himmlers Stellvertreter im Osten, wurden sie gleich bei der Ankunft erschossen. Auch der im Vorjahr begonnene Feldzug gegen die Sowjetunion war begleitet von Massenerschießungen; im besetzten Polen wurden bereits Menschen in Gaswagen, Gaskammern auf Rädern, ermordet. Im lettischen Riga erschossen deutsche Besatzer lettische Juden, um im Ghetto der Stadt «Platz zu schaffen». Auch das Warschauer Ghetto war überfüllt, es herrschten unbeschreibliche Zustände. Im Protektorat Böhmen und Mähren lag das Ghetto Theresienstadt. Das war das Herrschaftsgebiet von Heydrich, dem «Reichsprotector». Am 19. Januar 1942, einen Tag vor der Konferenz am Wannsee, fuhr ein Deportationszug von dort nach Riga. Auf Befehl von Dr. Rudolf Lange, auch er saß mit am Tisch der Konferenz, wurden die 900 Juden erschossen.

Über all das wurde in der Wannseevilla offen und kalt gesprochen. Im Protokoll hieß es zynisch verschleiern: «Unter entsprechender Leitung sollen nun im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.» Auch das bedeutete Morden und Sterbenlassen. Doch ein Satz deutete an, was mit der «Endlösung» gemeint war: «Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müs-

sen.» Mit «behandelt» war nichts anderes gemeint, als was man bereits in der Aktion T4 praktiziert hatte. Tatsächlich wurde das für T4 zuständige Personal in den Osten versetzt, um in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern nun mit dem Schädlingsbekämpfungsmittel Zyklon B ihr teuflisches Werk in noch ungleich größeren Dimensionen fortzuführen.

Nach der Wannsee-Konferenz begann mit Hitlers Genehmigung die Deportation der Juden nach Osten. Aus ganz Europa rollten Todeszüge in die Lager im Osten: Kulmhof, Belzec, Sobibor, Treblinka, Majdanek und Auschwitz-Birkenau. Orte, weit entfernt von der deutschen Heimatfront – doch für die Soldaten an der Ostfront ganz nah. Viele von ihnen, auch wenn sie nicht selbst aktiv beteiligt waren, wurden Zeugen dessen, was als Holocaust oder Shoah in die Geschichte einging. Sechs Millionen Juden und Jüdinnen fielen dem am Wannsee geplanten Grauen zum Opfer.

*

Eine von ihnen war die fünfzehnjährige Anne Frank. 1933 war ihre Familie von Frankfurt am Main nach Amsterdam geflohen. Hier lebten Juden und Nichtjuden noch einträchtig miteinander. Das änderte sich, als im Mai 1940 die Niederlande von deutschen Truppen besetzt wurden und der vormalige österreichische Kanzler Seyß-Inquart als Reichskommissar eingesetzt wurde. Jetzt griffen auch hier deutsche Gesetze. Juden mussten von nun an den gelben «Judenstern» auf ihrer Kleidung tragen, ihre Fahrräder sollten sie abgeben, Straßenbahnen zu benutzen, war ihnen untersagt, auch der Besuch von Schwimmbädern und Kinos, und nur an zwei Stunden am Nachmittag durften sie einkaufen gehen. Familie Frank ahnte Schlimmeres. Über Wochen hatte der Vater Otto mithilfe seiner Mitarbeiterinnen ein Versteck im Hinterhaus seines Geschäftshauses in der Prinsengracht 263 vorbereitet, hatte dort Kleidung und Lebensmittel deponiert. Als die Lage brenzlich wurde, zog die Familie am 6. Juli 1942 ein. Eingeweiht war Otto Franks Sekretärin Miep Gies. Sie würde die Familie mit Lebensmitteln versorgen. Nach einer Woche zog auch die Familie van Pels in das *achterhuis* und im November 1942 der Zahnarzt Fritz Pfeffer.

Zu ihrem Geburtstag hatte Anne von ihrer drei Jahre älteren Schwester Margot ein Tagebuch geschenkt bekommen. Dem rot karierten Büchlein ver-



traute die Dreizehnjährige in der Zeit im Versteck ihre «Herzergüsse» an. Am 28. September 1942 schrieb sie: «Es beklemmt mich doch mehr, als ich sagen kann, dass wir niemals hinausdürfen, und ich habe große Angst, dass wir entdeckt und dann erschossen werden. Das ist natürlich eine weniger angenehme Aussicht.»

Bald spielte sich unter den acht Hausgenossen ein fester Alltagsrhythmus ein. Unter ihrem Unterschlupf lagen Geschäftsräume. Nicht alle dort wussten von dem Versteck über ihnen. Auf Zehenspitzen und flüsternd mussten sie die Stunden am Tag irgendwie herumbringen. «Wer hätte vor drei Monaten angenommen, dass die Quecksilber-Anne stundenlang ruhig sitzen müsste und auch kann?», hieß es am 1. Oktober 1942 im Tagebuch. Man kochte und aß gemeinsam, besorgte den Haushalt und verschlang ein Buch nach dem anderen. Die Töchter wurden vom Vater unterrichtet. Abends schlich man sich hinunter, um am Radio ausländische Sender zu hören. So war man neben den täglichen Berichten, die Miep mitbrachte, gut informiert.

Kein Wunder, dass das Zusammenleben auf so engem Raum immer wieder zu Spannungen führte. Zwischen der quirligen und selbstbewussten Anne und ihren Eltern, aber auch mit den anderen Mitbewohnern. «Ich werde ihnen schon zeigen, dass Anne Frank nicht von gestern ist! Sie werden sich noch wundern und ihre große Klappe halten, wenn ich ihnen klarmache, dass sie nicht mit meiner, sondern erst mal mit ihrer eigenen Erziehung beginnen müssen», schrieb sie wütend am 28. September. Und am 9. Oktober 1942 seufzte sie: «Nichts als traurige und deprimierende Nachrichten habe ich heute. Unsere jüdischen Bekannten werden gleich gruppenweise festgenommen. Die Gestapo geht nicht im geringsten zart mit diesen Menschen um. Sie werden in Viehwagen nach Westerbork gebracht, dem großen Judenlager in Drente ... Wenn es in Holland schon so schlimm ist, wie muss es erst in Polen sein? Wir nehmen an, dass die meisten Menschen ermordet werden. Der englische Sender spricht von Vergasungen.»

Doch ihren Humor verlor Anne nie. Zum 17. November 1942 findet sich als Eintrag eine Hausordnung für das Hinterhaus: «Spezielle Einrichtung für die vorübergehende Unterkunft von Juden und ihresgleichen. *Während des ganzen Jahres geöffnet.* Schöne, ruhige, waldfreie Umgebung im Herzen von Amsterdam. Keine privaten Nachbarn ... *Miete: gratis ... Eigene Radiozentrale* mit direkter Verbindung nach London, New York, Tel Aviv ... Es ist

strengstens verboten, deutsche Nachrichten zu hören ... und sie zu verbreiten ... Erlaubt sind alle Kultursprachen, also kein Deutsch.» In der Tat hatten die acht in der Prinsengracht sich geeinigt, Niederländisch miteinander zu sprechen. Mehr als ein Jahr lebte man nun im Versteck. «Wann ist es uns wieder mal vergönnt, Luft zu riechen?», schrieb Anna am 24. Dezember 1943.

Zu Beginn des Jahres 1944 vertraute Anne ihrem Tagebuch an: «Ich fühle das Frühlingserwachen, fühle es in meinem Körper und in meiner Seele.» Sie war verliebt in den drei Jahre älteren Peter van Pels, und die beiden waren eine Zeitlang eng vertraut. Im März 1944 hörten sie im Radio den Aufruf des ehemaligen Erziehungsministers der Niederlande aus dem Exil: Nach dem Krieg wolle man Tagebücher und Briefe der Opfer sammeln. Von da an war sie entschlossen, dass ihre Aufzeichnungen zu einem Buch mit dem Titel *Het Achterhuis* («Das Hinterhaus») werden sollten.

Täglich warteten nun alle auf die Nachricht von der Invasion der Alliierten. Am 6. Juni 1944, kurz vor Annes 15. Geburtstag, war es so weit: «This is D-Day», sagte um zwölf Uhr das englische Radio, und mit Recht! «This is *the day*», die Invasion hat begonnen!» Mittlerweile hörte die Hausgemeinschaft die Nachrichten an einem kleinen Transistorradio im Hinterhaus, die unteren Büros waren zu gefährlich. «Das Schönste an der Invasion ist, dass ich das Gefühl habe, dass Freunde im Anzug sind.»

*

1. Der schwierige Weg zur deutschen Einheit

Am 9. November 1989 ist plötzlich die Grenze offen. Deutschland wird vereint, aber sein Versprechen blühender Landschaften in Ostdeutschland kann Kanzler Kohl nicht halten.

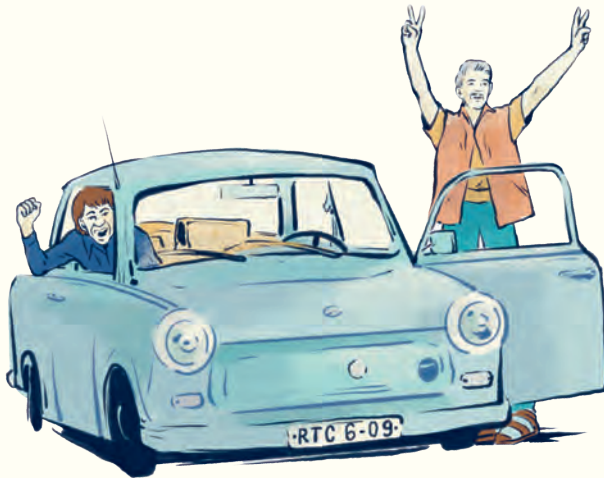
Wo warst du in der Nacht vom 9. auf den 10. November?» Leserinnen und Leser, die etwas älter sind, wissen es ganz genau. Viele saßen vor dem Fernsehen, in Berlin zog es manche an die Mauer, andere haben die Nacht der Nächte schlicht verschlafen. Angela Merkel ging wie jeden Donnerstag mit einer Freundin in die Sauna, ehe sie sich von der Menschenmasse mitziehen ließ, die Richtung Bornholmer Straße zog. Es waren Gänsehautszenen, die sich dort und an anderen Grenzübergängen abspielten. Niemand konnte fassen, dass die Mauer auf einmal durchlässig war, dass DDR-Bürger einfach so in den Westen fahren konnten und es auch in der deutschen Geschichte doch auch mal Glück geben kann. Verdatterte Grenzsoldaten, die die fast unüberwindliche Grenze jahrelang streng bewacht hatten, bereit auf jeden Flüchtling zu schießen, verstanden die Welt nicht mehr. Die ersten Ostdeutschen, die in dieser Nacht in den Westen kamen, wurden von wildfremden West-Berlinern stürmisch umarmt. «Wahnsinn» war das Wort der Stunde, Freudentränen standen in den Gesichtern. Nenas Song *Wunder geschehn, ich hab's gesehn* oder Marius Müller-Westernhagens Song *Freiheit* liefen im Radio rauf und runter. Auch bei mir.

Die Wende – *The Wind of Change*, wie die Scorpions sangen – lag schon seit 1985 in der Luft. Michail Gorbatschow, der neue «Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion», wie es in verknöcherter kommunistischer Amtssprache hieß, machte Hoffnung. «Glasnost», Offenheit, und «Perestroika», Umbau, waren die Zauberwörter,

die Wandel versprochen. Während die Sowjetunion neue Saiten aufzog und andere Staaten des Ostblocks mitzogen, verharrten Erich Honecker – Generalsekretär des ZK der SED – und seine Führungsriege im alten Trott. Doch das Volk trottete nicht mehr mit. Bei den Kommunalwahlen am 7. Mai 1989 schauten Oppositionelle den Wahlhelfern beim Zählen der Stimmen über die Schulter. Als die Medien am nächsten Tag das gefälschte Ergebnis verkündeten, demonstrierten die Ostberliner an jedem Siebten eines Monats gegen den Betrug. Plötzlich keimte Hoffnung auf Veränderung auf. Doch viele wollten einfach nur noch weg. Allein im Mai und Juni verließen über 40 000 Menschen die DDR. Sie flohen über die geöffnete ungarische Grenze oder brachten sich in den Botschaften Westdeutschlands in Prag und Warschau in Sicherheit. Das halbe Land, so das Gefühl, kehrte der DDR den Rücken.

Ab September gab es in Leipzig rund um den Ring jede Woche eine «Montagsdemonstration». Immer mehr schlossen sich ihr an. Doch Honecker und seine Genossen zeigten sich unbeeindruckt und bereiteten mit Hochdruck den 40. Geburtstag der Deutschen Demokratischen Republik am 7. Oktober 1989 vor. Als Ehrengast war Michail Gorbatschow geladen. Mit lauten «Gorbi, Gorbi!»-Rufen feierten die Berliner ihren Hoffnungsträger. Der war mit dem unbeweglichen DDR-Kurs gar nicht einverstanden. Den starren Führern der DDR rief er sinngemäß entgegen: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!» Am Abend versammelte sich ein Demonstrationzug. «Keine Gewalt, keine Gewalt!», riefen die Demonstranten, doch sie wurden eingekesselt und von der Volkspolizei niedergeprügelt. Hunderte wurden verhaftet. Dem Politbüro der SED war klar, dass etwas geschehen musste, um den Zorn zu dämpfen. Am 18. Oktober stürzte es Erich Honecker und ersetzte ihn durch den jüngeren Egon Krenz.

Doch am 4. November erntete auch der nur Hohn und Spott, als sich ein Demonstrationzug von fast 500 000 Menschen in Ostberlin auf dem Weg zu einer Kundgebung auf dem Alexanderplatz machte. Auf selbstgemalten Plakaten mit ironisch-witzigen Sprüchen zogen sie durch die Straßen. «Wir sind das Volk» war die Losung, um den Machthabern der «Volksdemokratie» einzubläuen, dass sie nicht im Sinne «des Volkes» handelten. 26 Künstlerinnen und Künstler, aber auch einige DDR-Politiker traten ans Rednerpult. Die Politiker wurden ausgepiffen, die Künstler mit tosendem Beifall bedacht. Die Schauspielerin Steffi Spira rief in die Menge: «Ich wünsche für meine Ur-



enkel, dass sie aufwachsen ohne Fahnenappell, ohne Staatsbürgerkunde und dass keine Blauhemden an den hohen Leuten vorübergehen.»

Fünf Tage später lud Politbüromitglied Günter Schabowski zu einer Pressekonferenz. Die Journalisten aus aller Welt trauten ihren Ohren nicht, als er am Ende, kurz vor 19 Uhr, einen Notizzettel verlas, den

man ihm gerade zugesteckt hatte. Es sei da noch eine Regelung getroffen worden, nach der es jedem Bürger der DDR möglich sei, «ohne Vorliegen von Voraussetzungen, Reiseanlässen und Verwandtschaftsverhältnissen» über «alle Grenzübergangsstellen der DDR auszureisen». Da wurde es plötzlich unruhig im Saal. Auf Nachfrage eines italienischen Journalisten, ab wann diese Regelung denn gelte, schaute er noch einmal auf seinen Zettel und antwortete mit den Worten: «Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.»

Um 22.42 Uhr wagte Hanns Joachim Friedrichs, Moderator der *Tages-themen*, etwas Pathos: «Im Umgang mit Superlativen ist Vorsicht geboten, sie nutzen sich leicht ab. Aber heute Abend darf man einen riskieren: Dieser 9. November ist ein historischer Tag ... Die Tore in der Mauer stehen weit offen.» In den Tagen nach dem Mauerfall schwebte ganz Berlin im Freudentaumel. Sogenannte Mauerspechte hämmerten Steine als Souvenir aus der Mauer, hupende Trabis auf dem Kurfürstendamm, dem Einkaufsboulevard von Westberlin, wurden mit großem Hallo empfangen, in den Kaufhäusern drängelten sich DDR-Bürger, um mit ihrem 100 D-Mark Begrüßungsgeld einzukaufen. Nachts wurde der Ku'damm zur Partymeile. Die «Friedliche Revolution» musste gefeiert werden!

Danach überschlugen sich die Ereignisse. Schon im Herbst 1989 formierten sich ostdeutsche Bürgerbewegungen, um über die Zukunft der DDR zu beraten. Da am 18. März 1990 die ersten freien Wahlen in der DDR stattfinden sollten, mussten sich nun auch die Parteien neu finden. Die SED änderte



ihren Namen in PDS, Partei des demokratischen Sozialismus. Ein Bündnis aus ehemaliger Ost-CDU und konservativen Bürgerrechtsbewegungen schloss sich zur «Allianz für Deutschland» zusammen. Die SPD, 1946 von der SED vereinnahmt, gründete sich wieder neu. Gruppierungen, die das Herz der Friedlichen Revolution gewesen waren, kamen im «Bündnis 90» zusammen. Im Wahlkampf konnte der westdeutsche Bundeskanzler Helmut Kohl als Wahlhelfer für die Ost-Kollegen punkten, weil er eine schnelle Wirtschafts- und Währungsunion versprach und die deutsche Einheit in Aussicht stellte.

Am Wahltag strömen 93,4 Prozent der Bürger und Bürgerinnen zu den Wahlurnen. Die «Allianz für Deutschland» war mit 48,1 Prozent der haushohe Sieger. Klarer hätte das Stimmungsbarometer nicht ausfallen können. Die neue Regierung unter Lothar de Maizières CDU bildete eine große Koalition mit SPD und FDP. Gemeinsam schrieb man in der Koalitionsvereinbarung das Ziel der Einheit fest. Allerdings betonte de Maizière immer wieder, die DDR-Bürger dürften nicht das Gefühl bekommen, «zweitklassige Bundesbürger» zu sein.

Nun folgten Schlag auf Schlag die Verträge, die die deutsche Einheit besiegelten. Am 18. Mai 1990 wurde die Währungsunion geschaffen, nun galt die D-Mark für alle. Am 30. August 1990 unterzeichneten Wolfgang Schäuble und Günther Krause für die beiden Teilstaaten den Einigungsvertrag, der den 3. Oktober als Gründungs- und Feiertag festlegte. Der Zwei-plus-Vier-Vertrag regelte die Zukunft zwischen den beiden deutschen Staaten und den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs, den USA, Frankreich, England und der Sowjetunion. Am Abend des 2. Oktober erklang im Berliner Konzerthaus am Gendarmenmarkt Beethovens *Neunte* und der Chor sang *Freude, schöner Götterfunken*. Um Mitternacht erleuchtete ein riesiges Feuerwerk den Reichstag. Die Freiheitsglocke läutete. Führende Politiker und Politikerinnen sangen gemeinsam mit Tausenden Zuschauern die Nationalhymne: *Einigkeit und Recht und Freiheit*. «Die Geschichte hat es einmal gut mit uns Deutschen gemeint», brachte es Bundespräsident Richard von Weizsäcker bei dem Festakt in der Philharmonie am 3. Oktober auf den Punkt.